This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Die Teile der deutschen Einheit

III.

Oesterreich und der deutsche Geist

(Franz Grillparzer)

Willi Handl

Österreich und der deutsche Geist

(Franz Grillparzer)

Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz a. B.

838
G860
H24

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1915 by Reuss & Itta, Konstanz (Baden)

I.

„Horch! Es schlägt! — Drei Uhr vor Tage.
Kurze Zeit, so ist's vorüber!
Und ich dehne mich und schüttle,
Morgenluft weht um die Stirne.
Kommt der Tag, ist alles klar."

Im Burgtheater zu Wien jubelten sie, als diese Verse zum ersten Male gesprochen wurden. Der Grillparzer, den sie wohl kannten, hatte dieses neue Stück geschrieben, das auf so seltsam reizvollen Umwegen die geliebte Märchenstimmung wieder heranbrachte: die alte Phantasterei und die neue Romantik, Kostüme, Zauber und bunten Effekt, mit manchem Klang und Maß von klassischer Feinheit. Ein höherer Raimund etwa, der nach kühnen fremdländischen Ausflügen entschlossen zu Schiller hinstrebt: so hatten sie es im Gefühl. Es stimmte beinahe; als an jenem 4. Oktober 1834 der „Traum ein Leben" bis über den dritten Akt abgerollt war, da meinte alles, vor einer entzückenden Spielerei zu sitzen, die, orientalisch verkleidet, am flachen

Boden anhebt, um dann immer kühner in eine Welt großartiger, schaurig prächtiger Bilder auszuschweifen. Liebe und Kampf, Geheimnis und Verbrechen, — es machte sich sehr schön, sehr spannend, und man war ganz dabei. Da schlägt die Uhr ihre drei hellen Zeichen mitten in die Szene; Ludwig Löwe, der Geschmeidige und Sonore, vergißt seinen Rustan-Trotz für einen Augenblick, nimmt eine gelöstere Haltung an und spricht halblaut, sinnend, als ob die Rolle mit einemmal ganz anders geworden wäre, von Morgenluft und vom Erwachen zu heilsamer Klarheit. Da wußten sie, im Saal und auf den Rängen, daß der Dichter hinter seinem Spiel noch etwas verborgen hatte, was jetzt gleich heraustreten mußte. Sie begriffen, daß dieses Märchen noch einen anderen Sinn hat, als nur den einer luftigen Gaukelei. Daß Wirklichkeit darin ist, die nun durch eine undichte Stelle des Traumes verheißend hervorleuchtete. Und dieses Stückchen Lösung, noch vor der Erlösung, freute ihre leicht gewordenen Herzen so sehr, daß sie alle laut jubelten. Da war der Sieg dieses Stückes für immer entschieden.

Ein Theatersieg; aber an einer so merkwür-

digen Stelle, daß er blitzartig auf die tiefere Verwandtschaft zwischen den bewegenden Hauptkräften dieses Werkes und dieses Volkes hinleuchtet. Es hätte sie kaum so herzlich beglückt, wäre es nur um einen gelungenen Theaterstreich gegangen, wie in einer von den hochberedten französischen Sachen, die schon Mode waren. Aber auch das Walten dichterischer Kraft allein hätte das nicht vermocht; bei der ersten Aufführung des Götz, gerade vier Monate vorher, war es lange nicht so stürmisch freudevoll zugegangen. Jetzt waren aber tiefere Kräfte wirksam. Traum und Leben — flüchtiger Schein und tüchtiges Sein, — eine Glocke, die mit heller Stimme mahnt, sich zu dehnen, zu schütteln, aus gefährlich verwirrendem Wahn jäh in klare Wirklichkeit durchzubrechen: das traf die Wiener. Das sprach ihnen von einer Sehnsucht, die sie kaum nennen konnten, aber doch mächtig fühlten, das griff ihr Geheimstes an. Diese Traumdämmerung vor dem Erwachen reizte und entzückte sie. Denn sie fanden da, in einer prächtigen Verkleidung, sich selbst und ihren Wunsch. Der Augenblick kommt immer wieder, da der Traum von Wien, leicht oder

ſchwül, anmutig oder gefährlich, für die Dauer eines Pulsſchlages ausſetzt und über ſich ſelbſt hinaus dem wachen Tag zuzudrängen ſcheint. Dann ſind ſie, je nachdem, erſtaunt, bedrückt, begeiſtert oder auch entrüſtet; es kommt darauf an, was der Augenblick eben von ihnen zu verlangen hat. Jener eine, den ſie damals am 4. Oktober 1834 durchlebten, wollte noch nichts als ihre Zuſtimmung; und jubelnd ſtimmten ſie zu.

Ihr Dichter hatte zu ihnen geſprochen; der größte, den ihre Stadt jemals hevorgebracht hat. Es iſt für ſie und für ihn gleich bezeichnend, daß ſie ſich gerade an jener Stelle einander ſo herzlich nahe fühlten. Die Wege und Blicke durch den Wahn zum Erwachen hin bedeuten für ſie und für ihn zumeiſt wichtigſte Probleme. Der Traum ein Leben: es iſt, von einer beſtimmten Seite her betrachtet, wie ein ſchlagkräftiger Titel zu Grillparzers ganzem Sein. Er hat nach Innen gelebt; aber nicht mit der ſtarken Inbrunſt weltabgewandter Frömmigkeit, auch nicht mit der Andacht vor den Tatſachen des ſeeliſchen Lebens, die am Ende eine feſte Wirklichkeit ſind und ebenſo ſichere Stützpunkte für den Geiſt her-

geben, wie die äußere Welt. Sondern sein Erleben war eher einem halb willkürlichen Versinken in endlose Träume zu vergleichen, wo Gefühl, Gedanke und Gestalt oft jäh und ohne erkennbaren Grund miteinander wechseln. Und seine dichterische Sehnsucht war immer, aus Gefühlen und Gedanken zur Gestalt hinzufinden. Danach seufzte er sein Leben lang. Und wenn es geglückt war, hatte ihn gleich wieder die Angst, wie es denn das nächstemal werden würde. Und wenn es nicht sein wollte, war er verzweifelt — und träumte weiter. Er selber sagt: „Wenn ich je dazu kommen sollte, die Geschichte der Folge meiner inneren Zustände niederzuschreiben, so würde man glauben, die Krankheitsgeschichte eines Wahnsinnigen zu lesen. Das Unzusammenhängende, Widersprechende, Launenhafte, Stoßweise darin übersteigt alle Vorstellung. Heute Eis, morgen Feuer und Flammen. Jetzt geistig und physisch ohnmächtig, gleich darauf überfließend, unbegrenzt. Und zu dem allen noch nicht imstande, sich von etwas anderem bestimmen zu lassen, als von der sprungweisen Aufeinanderfolge des eigenen verstockten Ideenganges." Eine Krankheitsgeschichte. An der

vielleicht nichts so seltsam und so aufregend ist, wie die klare Erkenntnis, daß alles gelöst und behoben wäre, wenn der Wille nur könnte, was der Verstand vorschreibt. Aber der Wille ist gebannt und hat in diesen Augenblicken keine Kraft, lebendige Bewegung auszulösen; wie uns das manchmal in schweren Träumen geschieht. Ein ewig unbefriedigtes Leben — mitten in der Fülle reichster Gaben. Fast ein Tantalus-Schicksal. Immer wieder ein Schütteln und Dehnen nach der vollen Tageshelle hin und ein Zurücksinken zwischen Traum und Gedanken. Wirklich sicher fühlt er sich nur bei den Gestalten seiner Einbildung. So sagt er selbst: „Für mich gab es nie eine andere Wahrheit, als die Dichtkunst. In ihr habe ich mir nicht den kleinsten Betrug, die kleinste Abwesenheit vom Stoff erlaubt. Sie war meine Philosophie, meine Physik, Geschichte und Rechtslehre, Liebe und Neigung, Denken und Fühlen. Dagegen hatten die Dinge des wirklichen Lebens, ja seine Wahrheiten und Ideen für mich ein Zufälliges, ein Unzusammenhängendes, Schattenähnliches, das mir nur unter der Hand der Poesie zu einer Notwendigkeit ward. Von dem Augenblicke an, als

ein Stoff mich begeisterte, kam Ordnung in meine Teilvorstellungen, ich wußte alles, erkannte alles, ich erinnerte mich an alles, ich fühlte, ich liebte, ich freute mich, ich war ein Mensch. War dieser Zustand vorüber, trat wieder das alte Chaos ein. Mein ganzer Anteil blieb immer der Poesie vorbehalten und ich schauderte über meinen Zustand als Mensch, wenn die immer seltener und schwächer werdenden Anmahnungen von Poesie endlich ganz aufhören sollten." Das alte Chaos ... Es war ihm bange. Und diese Furcht vor etwas Unheimlichem, das ihm außerhalb der Poesie drohte, verfolgte ihn bis in die Fülle und Spannung seiner schöpferischen Stunden. Dennoch sehnt er sich, mitten in seiner Furcht, nach jenen bösen Dingen der Wirklichkeit. Ja, ihm ist zuzeiten, als habe alle Dichtung nur den Sinn, die Mächte des Chaos, wenn auch zur Form bewältigt, doch wieder einmal walten zu lassen. Das bedeutet ihm die Poesie: „Gegenwärtig ist sie da, um in erhabener Einseitigkeit jene Eigenschaften herauszuheben und lebendig zu erhalten, die das menschliche Beisammenleben, die Unterordnung des Einzelnen unter eine Gesamtheit, notwendig und nützlich beschränkt und zurück-

drängt; die aber eben darum — köſtliche Beſitztümer der menſchlichen Natur und Erhaltungsmittel jeder Energie — ganz verlöſchen würden, wenn ihnen nicht von Zeit zu Zeit ein, wenn auch nur imaginärer Spielraum gegeben würde." Da nennt er nun doch die Triebe und Gaben, vor denen ihm ſonſt graut, köſtliche Beſitztümer der menſchlichen Natur. Er weiß von ihrem Wert — und iſt dennoch froh, daß er ſie irgendwo einfangen kann, wo ſie nicht ſchädlich werden. Die Wirklichkeit, gefliſſentlich in Einbildung aufgelöſt: der Traum ein Leben.

Das hieße nun, mit einigem Recht, klägliche Feigheit oder elende Schwäche, wenn nicht doch aus ungefähr denſelben Quellen auch die Kraft und die Glut ſeiner Werke hervorgegangen wäre. Das iſt ja das tiefſte Problem ſeines Lebens und ſeines Schaffens: daß er alles, was Tat und Wirklichkeit iſt, ebenſoſehr erſehnt, wie gehaßt hat; mit einem Haß, der wohl erſt allmählich zur Furcht geworden war. Denn daß ſein ärgerliches Verſunkenſein in ſich ſelbſt nicht feige Abkehr von der feindſelig fremden Welt, ſondern viel eher trotzige Wolluſt war, iſt aus ſeinen Geſtändniſſen aber auch aus manchem Zug

und Schritt ſeines Lebens erſichtlich. Feig war er nicht; nur gar ſo ſehr ins Nachdenken und Einbilden verliebt. Er war ein Wiener von der ſublimſten, idealſten, und doch wieder von der gewöhnlichſten Art.

II.

Ein Wiener... Was nützt es, die Augen vor dem eigenen Schickſal zu verſchließen und wegzuleugnen, was offenbar iſt? Die Wiener haben keinen guten Ruf in der deutſchen Welt. In den letzten Jahren gar iſt die Stadt und ihr Volk von einzelnen Wienern ſelbſt ſo viel und ſo heftig geſchmäht worden, daß jeder böswillige Unverſtand ſein Vorurteil beſtätigt ſah. Wien — das iſt für manchen nichts anderes als ſpaßhafter Leichtſinn, lächelnde Untreue, höflicher Trug. Sie ſprechen von Wien im beſten Falle wie von einem rieſigen Vergnügungslokal, in dem man bleibt, ſolange man fröhlich zu taumeln gewillt iſt, und das man dann aufatmend — endlich wieder in friſcherer Luft! — hinter ſich läßt. Die Stimmen ſind nicht ſelten, die behaupten, daß Wien ja ein ganz wunderbarer Aufenthalt wäre, wenn es dort nur auch Menſchen gäbe, mit denen man arbeiten und auf die man ſich verlaſſen kann. Die reizende Stadt ohne Ernſt und ohne feſten Willen — das iſt Wien im

Urteil der meiſten norddeutſchen Menſchen. Es iſt nun aber in den letzten Jahrzehnten ſo geworden, daß das Norddeutſche die Führung und das Uebergewicht in allem Deutſchen hat. Und ſo bedeutet jenes Urteil über Wien, das von einer Verurteilung gar nicht ſo weit entfernt iſt, zum mindeſten ein unvorteilhaftes und unklares Verhältnis dieſer ſüddeutſchen zwei Millionen zur übrigen deutſchen Menſchheit. Dabei haben, neben den Wienern, die ſelber am ſtärkſten ſchimpfen, die Norddeutſchen in dieſem Chor der Verdammung gerade nur die lauteſten Stimmen; aber die einzigen ſind ſie keineswegs. In Oeſterreich ſelbſt, in den betriebſamen und gewerbefleißigen Städten der Provinz, iſt man von Wien und ſeiner Art nicht ſehr entzückt. Die Deutſchen in Oeſterreich werfen der Hauptſtadt unwürdige Läßigkeit in nationalen Dingen vor; und die anderen Völker haſſen ſie, weil ſie ja trotzdem die deutſche Zentrale des vielſprachigen Reiches iſt. Die Urſachen, die unmittelbar zum Bewußtſein kommen, ſind ſehr verſchieden; faſt einmütig iſt das Ergebnis, daß Wien bei den Menſchen ringsum nicht in vollem Anſehen ſteht. In neuerer Zeit, da die Kräfte des ganzen zweiteiligen

Kaiſerreiches politiſch und wirtſchaftlich gehemmt, in heilloſe Verwirrung geraten und ganz nahe an den Abgrund eines — jetzt hoffentlich wieder abgewendeten! — Verfalles gedrängt waren, iſt dieſes verzweifelt zweifelhafte Achſelzucken über die Reichshauptſtadt allgemein geworden. Aber neu iſt es darum auch nicht. Schon das klaſſiſche „Capua der Geiſter" war nur die friſchgeprägte Beſtätigung einer Meinung, die lange vorher gegolten hatte; neben den ſinnlich verliebten, ſanglich vergnügten oder weinſelig ſchwärmenden Lobpreiſungen Wiens laſſen ſich die weniger achtungsvollen Urteile, die Fraß und Völlerei, Unzucht, Treuloſigkeit, Schwatz, Faulheit, Gedankenarmut an den Wienern tadeln, faſt vom Mittelalter an bis hinauf in die Zeit, die allgemein auf Biedermeiers Namen getauft iſt, bei den Wienern ſelber aber nur die Backhendel-Zeit geheißen wird, fortlaufend zitieren. Und von da ſo weiter kennt ihr ſie ja wohl ſelber. Sieht mans, in einem übellaunigen Augenblick, bloß von dieſer einen Seite her an, ſo möchte man meinen, Wien ſei unter den großen Städten der Erde die verworfenſte und mißachtetſte. Zum Glück bringt gleich die

nächste Sekunde die Erkenntnis von der baren Unmöglichkeit dieser Ansicht. Man braucht erst noch gar nicht auf die Menschen selbst hinzusehen: das Alter, die Größe, die Pracht von Wien widersprechen solcher Verdammung. Es ist nicht möglich, daß eine Stadt, in der alles faul und verderbt wäre, in so säftereicher, triebkräftiger Schönheit Jahrhunderte überdauert hätte. Feindschaft der Völker ringsum, politische Wirrnisse, Druck auf die Geister, Verlockung in Ueppigkeit; die Wege, die der große Verkehr des Handels und der Reisen von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil geht, führen weiter und weiter von dort ab; andere Städte sind über Wien emporgekommen, ziehen Kräfte, Geld, Bewunderung an sich; dennoch bleibt das gewaltige alte Wien so üppig, stolz und froh, wie es nur je gewesen ist und wächst noch immer und lächelt noch immer, als müßte seine glanzvollste Zeit erst kommen. Solche Aeußerung unverwüstlichen Lebens ist, wie immer man diese Art zu leben einschätzen mag, nicht denkbar ohne ganz bedeutenden Rückhalt an wirklichem Lebensmut und also: an Lebenskraft. Woher kommt diese — und wohin entschwindet sie? Denn daß sie ihren

natürlichen Weg zur ſtarken, überſichtlich geordneten, eigen und einheitlich geprägten Leiſtung nicht geht, wird jedem klar, der von Wien nur etwas mehr als den Namen kennt. Iſt alles ſchon in der Bewahrung der alten Herrlichkeit aufgebraucht? Das wäre etwa das Schickſal von Venedig oder auch von Prag. Aber der Unterſchied iſt immer noch recht groß, und nicht nur in den äußeren Maßen. Nein, die Kraft dieſes rieſigen Organismus, die ſich ſo ſchwerfällig und ſo ſpärlich in wahrhaftiges Leben umſetzt, liegt dennoch nicht ganz nur in der Aufrechterhaltung des alten ſchönen Scheins gebunden. Sie pulſt und treibt und blüht zu Geſtalten aus; aber in dieſen iſt kein Halt und keine Ordnung. Das Geſchaffene drängt gegeneinander, als hätte es nirgends genug Raum, beſchädigt, verkleinert, vernichtet ſich. Eine Krankheitsgeſchichte, auch hier. „Das Unzuſammenhängende, Widerſprechende, Launenhafte, Stoßweiſe darin überſteigt alle Vorſtellung ... Jetzt geiſtig und phyſiſch ohnmächtig, gleich darauf überfließend, unbegrenzt.“ Die Stadt und ihr Dichter paſſen wohl zueinander. Nur, bei Grillparzer heißt es dazwiſchen noch: „Heute Eis, morgen Feuer und Flammen.“

Was auf die Wiener nicht mehr ganz anwendbar zu ſchein ſcheint; denn bei ihnen dauerts kaum noch von heute bis morgen, daß Eis und Feuer ineinanderrinnen. Ihre Grundtemperatur iſt ſcheinbar ein ſtändiges, nur je und je um Grade verändertes Lauwarm. Nur ſcheinbar: an der Oberfläche iſt freilich alles Gemiſch und Gewoge ohne Deutlichkeit; aber wer tiefer ſpürt, findet bald die Unterſchiede. Es ſind verborgene Quellen da, denen vulkaniſche Kräfte unvermindert heiß entſtrömen; und anderwärts wieder ſtarre Kälte, die ſich kaum löſen läßt. Den Unerfahrenen zeigt ſich das aber nie. Es gibt, im Geſchmack und im öffentlichen Leben von Wien, für dieſe Extreme des Temperaments keine rechte anerkannte Form. So ſchämt man ſich, ſie herzuzeigen, ja ſie auch nur erraten zu laſſen. Es iſt ſehr gebräuchlich in Wien, ſich ſeiner ſtärkſten perſönlichen Eigenſchaften zu ſchämen. Daher kommt es, daß dort ſelten einer den wahren Ausdruck ſeines Weſens erreicht und hergibt. Gelingt es ihm aber doch, dann hat er Mühe, daß man ihm dieſen Ausdruck glaubt; man wird ihn ſicherlich zunächſt für geſchickte Verſtellung, gelungene Maske, für irgend eine originelle Art

von Schauspielerei halten. Glaubt man ihm aber endlich, dann mag er sich erst recht hüten. Dann kann zweierlei geschehen, beides gleich gefährlich: Der bessere Fall ist noch, daß man ihn geärgert, höhnisch, zuletzt hell wütend als einen störrischen Unhold, der aus der Art ist, niederzukämpfen sucht. Der üblere Fall ist aber, daß seine Form gefällt und sich durchsetzt. Dann ist es die Art der Anerkennung, die ihn umbringt. Diese zielt mit sicherer Absicht am Wesen vorbei auf die Form. Sie spielt mit der Form, spaßt mit ihr, parodiert sie, ahmt sie nach, macht aus ihr, je nachdem, eine einmalige Merkwürdigkeit oder eine allgemeine Mode und ruht nicht, bis das Wesen dahinter vergessen ist, ja, sich selbst vergessen zu haben scheint. Für diese zweierlei Arten, eigene und starke Persönlichkeiten in Wien zu behandeln, hat es zu allen Zeiten Beispiele genug gegeben. Aus den letzten Jahren könnten — in einer willkürlich angesetzten Reihe, die noch lange nicht vollständig ist, aufgezählt werden: Gustav Mahler, Max Burckhard, Karl Lueger, Alexander Girardi, Peter Altenberg. Menschen von sehr verschiedenem Gewicht, aber durchaus von starkem, nicht alltäglichem Inhalt.

Und jeder von ihnen ist in der Wiener Luft anders geworden, als er war; die Stärkeren bloß an der Oberfläche, die Schwächeren bis in den Kern hinein. Das könnte nun freilich wieder ein Beweis für die kräftigen Lebenskeime in dieser Wiener Luft sein, daß sie so unwiderstehlich assimiliert. Allerdings kein sehr erfreulicher Beweis; aber er macht doch in seiner Weise auch klar, daß eine solche Atmosphäre, die umgestalten, niederzwingen und am Ende auch heftig ausstoßen kann, was ihr nicht genehm ist, noch ganz andere als die gleichmäßig weichen, lauwarm abgestimmten Zonen haben muß.

Es ist da viel verschiedenes Volk beisammen; aber schlecht durcheinandergemischt. Man vergesse nicht: eine alte, große, hochberühmte Stadt, die Stadt der Hofhaltung und der Regierung. Das braucht vielerlei Menschen und nimmt sie, woher sie eben kommen mögen. Sind Stamm und Schlag der Menschen in den Gebieten ringsum etwa dieselben, so strömt in unbedenklichem Andrang Gleiches Gleichem zu. Das ergänzt und gliedert sich in natürlichstem Wachstum und wird, ohne es erst zu wollen, ganz von selbst zur fest gefügten, eigen geformten Einheit. Nicht

so in Wien: ein paar Stunden ostwärts, und man ist bei den Madjaren, nordwärts, mitten im Slavischen. Vom Süden, über die Alpen, kommen Italiener und wieder Slaven und Slaven. Nur der Westen ist weithin ganz deutsch. So gegen das Fremdsprachige und Fremdvölkische weit hinaus vorgeschoben, konnte sich das Volk von Wien, im Anwachsen von Zehntausenden zu Millionen, nie gleichmäßig und einheitlich ergänzen. Die Schwierigkeit, aufzusaugen und auszugleichen, was da an buntester Einwanderung herankam, mußte mit der Zeit nur immer größer werden. Das deutsche Blut der Bewohner, schon von Anfang her durch den keltischen Zusatz etwas geschwächt, mußte in ein immer bedenklicheres Verhältnis zu all dem fremden Blute kommen, das von Osten, von Norden und von Süden ununterbrochen herdrang. Stärkere Splitter eines fremden Volkes dem eigenen völlig anzugleichen, ist heute oft schon ein unlösbares Problem; mag aber in früheren Abschnitten, in denen der demokratisch-nationale Wille kein erhebliches Gewicht hatte, nicht so schwer gewesen sein. Aber wenn es unaufhörlich solche Splitter regnet, von allen Seiten und von der

verschiedensten Art, dann wird das Angleichen nicht mehr eine gelegentliche Aufgabe, die einmal für immer zu erledigen ist, sondern ein ständiger und bestimmender Inhalt des Lebens. Und es liegt in der menschlichen Natur, daß ein so besonderes, vom Schicksal zugewiesenes Problem, solange es leicht gelöst werden kann, auch gerne und mit selbstgefälliger Lust gelöst wird. Die Arbeit, die man mit Sicherheit zu bewältigen weiß, wird fast zum Spiel. Jahrhunderte lang haben die Wiener mit dem vielen Fremden, das sie zu sich nehmen mußten, kindlich sorglos gespielt. Haben es heiter begrüßt, heiter verspottet, heiter bei sich behalten und auch mit keinem Gedanken daran gedacht, es könnte jemand in dieser großen, wunderbaren, weithin herrschenden Kaiserstadt trotzig auf sich selbst beharren und kein Wiener werden wollen. Das ist wohl auch in früheren Zeiten selten genug geschehen. Fast alle wurden sie Wiener: die Deutschen aus den anderen Provinzen, die Slaven, die Madjaren, die Romanen; die Schwerknochigen und die Leichtlebigen, die Hitzigen und die Tückischen, die Stolzen und die Hündischen, die Raffinierten und die Brutalen. Das mischte sich mit den

Anſäſſigen und untereinander, gab intereſſante Formen, Farben, Zwiſchengrade, gab eine berückend bunte Welt voll Abwechslung und Reiz. Aber es gab keinen Charakter. Die Wiener Laune, — das war durch Epochen hin allein der öffentliche Geiſt von Wien. Dazu kommt, daß einzelne dieſer Fremden, vom Hofe oder von der Regierung herangezogen, vornehme Leute von Anſehen, Einfluß und Vermögen waren; aus den Verzeichniſſen der adeligen Familien und der beſſeren Beamtenſchaft läßt ſich das immer noch ganz leicht erſehen. Vor dieſen wurde die Fremdenfreundlichkeit des Städters natürlich zur hellen Bewunderung — und von der Bewunderung bis zur Nachahmung iſt ja nur ein ganz kleiner unüberlegter Schritt. So hat die kleinere Zahl dieſer Gewaltigen faſt noch ſtärker zur Wandelbarkeit des ſtädtiſchen Bildes beigetragen, als die unabſehbare Menge der Kleinen und Gewöhnlichen, die Tag für Tag aus der Fremde zuſtrömen. Umſomehr, als ſie ſich nicht nur in ihrer menſchlichen Art, ſondern auch in den Formen der Kleidung, des Schmuckes, der Bauten durchſetzen konnten. Die italieniſchen, franzöſiſchen und — im Leben des Hofes ſtrenge

bewahrt — auch die ſpaniſchen Elemente im geſamten Bilde der Stadt, ſind jedem klar blickenden Beobachter leicht erkennbar; und das Ohr muß gar nicht erſt wollen, um auf Schritt und Tritt die Einmiſchung des Ungariſchen, des Tſchechiſchen, des Polniſchen, Südſlaviſchen, Italieniſchen zu ſpüren, gleichgiltig, ob alles das Fremde in ſeiner eigenen, in der deutſchen oder in der wieneriſchen Sprache mitredet.

Iſt nun dieſes Wien, mit ſeinem mächtigen deutſchen Hof, mit ſeiner deutſchen Verwaltung, deutſchen Schulen, deutſchen Straßen, deutſcher Oeffentlichkeit, iſt das, nach all der Vermiſchung und Abänderung noch immer eine deutſche Stadt? Oder nur eine unbeſtimmbar bunte Kosmopolis mit deutſcher Umgangsſprache? Es müßte ja ein Wunder ſein, wenn in dieſen Millionen, unter denen die wirklichen Deutſchen von Urſprung her kaum noch herauszufinden ſein können, deutſche Art noch lebendig und in Kraft geblieben wäre. Nun denn, dieſes Wunder iſt, trotz allem, wahrhaftig da. Unter dieſer vielformigen, buntſchillernden, mannigfach beflitterten Oberfläche von Wien rauſcht und pulſt es ganz deutſch. Wieſo das möglich war,

ist kaum zu erklären; es sei denn, daß den Schulen und den Gotteshäusern — ob sie es nun gewollt haben oder nicht, — das Verdienst gebührt. Denn hier wie dort ist der aufnehmende Geist besonders empfänglich; und hier wie dort nimmt er durch das Ohr, nimmt er zumeist Gesprochenes auf. Die Sprache aber bringt den eingepreßten Geist, die formgewordene Seele der Nation ins Ohr, in die Gedanken, ins Blut. Da ruht das und wartet auf seine Zeit. Diese Erklärung wäre möglich. Oder die andere etwa, daß der Ring von deutschem Bauern- und Kleinstadtwesen, der sich immerhin auf einige Entfernung noch um Wien legt, doch kräftig genug ist, mit seinem nationalen Wesen dauernd auf die Hauptstadt hinüberzuwirken. Es könnten auch beide Erklärungen richtig sein, oder keine von beiden; man braucht sie nicht anzunehmen.

Die Tatsache aber besteht, daß diese bedenklich internationalisierte Stadt dennoch im besten Kerne deutsch geblieben ist. Deutsch: das heißt, begabt mit einer starken Sachlichkeit, die sowohl schwärmen als auch rechnen kann; mit einem Lebenswillen, der sich, wenn er nur tätig sein

darf, in inniger Wärme und in harter Brutalität gleich natürlich und berechtigt äußern mag. Dieſe gute deutſche Art iſt freilich in den Caféhäuſern von Wien nicht zu ſpüren; in den Theatern auch nicht, in den Zeitungen ſchon gar nicht, in den Geſellſchaften ſelten und in den großen Unternehmungen nur manchesmal. Sie ſchweigt überall dort, wo es ſich in Wien um ein Publikum handelt. Denn der Wiener als Publikum, das iſt eben die unbeſtimmbare Oberfläche, der große Miſchmaſch von Wien. Das hat vielleicht lokale Eigentümlichkeiten, aber keinen nationalen Charakter. Dieſer hält ſich gern ein wenig tiefer und in ſtilleren Gegenden auf. Bei den kleinen Leuten vor allem, die an ein mühſeliges Leben gehängt ſind und zu jeder Stunde im Tag erfahren, was das heißt, ſich ſein Gleichgewicht erarbeiten. Auch in einer gewiſſen Schicht von Beamten, die ernſt und lautlos, ohne wichtiges Geſpreiz und ohne zäſariſchen Koller, auf dem feſten Grunde überkommener und durchdachter Pflichten ihren ſchweren und heiklen Dienſt verrichten. Aehnliche ſind auch in den anderen geiſtigen Berufen, unter den Aerzten, den Lehrern, — vielleicht ſogar, hie und da, unter den

Advokaten. Allenthalben sind sie versteckt, in Gruppen abgesondert oder ganz vereinzelt. Im Leben derjenigen Oeffentlichkeit, die die Straßen und die Lokale erfüllt, werden sie wenig bemerkbar. Darum sind sie in dem Eindruck, den die Stadt so von außen und von oben her machen mag, fast nie mit inbegriffen. Und sind doch für das Leben und Wesen der Stadt von größter Wichtigkeit; denn ohne sie wäre diese Stadt überhaupt nicht mehr, oder wäre irgend etwas Ungeheuerliches, das sich nicht ausdenken läßt. Sie sind gerade noch stark genug, um ihre Echtheit gegen das problematische Wesen und Unwesen ringsum zu erhalten. Das tun sie zumeist still und zäh und nur für sich selbst; manchmal aber auch in heftigen Ausbrüchen und, mit unvermuteter Betonung ihres Wertes, im Namen der ganzen Stadt. Dann fühlt man, wie sie sich schüttelt und dehnt, dem Erwachen aus allzu üppigen Träumen entgegen. Es geschieht zumeist in starken sozialen und politischen Bewegungen. Sie brechen jeweils überraschend hervor — denn in diesem seltsamen städtischen Organismus ahnt die Oberfläche nichts von ihrem Kern — und suchen triebhaft die Form, in der

sie sich zu allgemeiner Geltung durchsetzen könnten. Ist es einmal so weit, dann stellt sich auch schon wieder heraus, daß die Formen, die anerkannt, das heißt, dem Publikum genehm werden können, nur auf dem Wege des Kompromisses und der Entsachlichung zustande kommen. Die Grundkräfte aber, die den ersten Ursprung erwirkt haben, sind ihrer Natur nach deutsch. Sie entspringen aus der Sehnsucht nach einer wirklichen phrasenlosen Gestaltung des Lebens, aber auch aus dem Trieb, über das jetzige Leben hinaus irgend welchen fernen und hohen Besitztümern der Menschheit zuzustreben; aus dem Besten also, was das deutsche Wesen in sich hat. Die spärlichen Abschnitte der starken politischen Erhebungen in Wien tragen immer diesen Charakter. Selbst an der Achtundvierziger-Bewegung mit ihrem tragikomischen Durcheinander von verschiedenartigen Interessen und Prinzipien ist es noch deutlich zu erkennen. Und es ist kein bloßer Zufall, daß die beiden großen volkstümlichen Parteien, die es heute in Wien gibt, — die Christlichsozialen und die Sozialdemokraten — ihre ersten Führer und tüchtigsten Könner aus deutschnationalen und deutschdemokratischen

Lagern bezogen haben. Waren doch diese beiden Parteien in ihrer ursprünglichen Echtheit gut deutschen Wesens, — so ungern sie es späterhin auch Wort haben mochten. Beide waren auf dem Grunde hartandrängender Wirklichkeit errichtet, beide mit fanatischem Eifer der Gestaltung greifbar naher Dinge, der Wirtschaft, der Schulen, der gesellschaftlichen Zustände, hingegeben und doch zugleich auch fernen Zielen von allgemeinster Größe mit Inbrunst zugewendet. Aber dieser feste Wille, aus strenger sachlicher Arbeit das vorbestimmte Ideal aufzubauen, dieses starke Ineinander von Schwärmerei und Nüchternheit, von sinnender Andacht und tätiger Härte ist anders als in deutschen Seelen nicht zu finden. Freilich sind diese beiden von Grund her deutschen Parteien in Wien bald volkstümlich, das heißt vermischt, maskiert, fremdrassig gesprenkelt, allzu wienerisch geworden. Da hat die eine sich auf ihren nationalen Ursprung nicht mehr besinnen wollen, und die andere hat ihn sogar schmählich verleugnet und beschimpft. Aber ein weiser Witz der geschichtlichen Entwicklung hat sie beide in den letzten Jahren, gerade noch vor dem Ausbruch dieses deutschen

Krieges, gezwungen, ſich gegen Feinde des Deutſchtums zu ſtellen und nationale Politik zu machen. Sie haben ſich nicht lange beſonnen und ſind geworden, was ſie von Anfang waren: Triebkräfte einer deutſchen Politik in Oeſterreich.

So kommt immer wieder einmal die Zeit, da das Wiener Volk ſein Deutſchtum neu erlernt. Das kann es wohl manchmal und auf bedenklich lange Dauer verwiſchen und vergeſſen, aber nie ganz verlieren. In Träumen lebt es gern. Haſcht nach Einbildungen, iſt in erfundenen Welten glücklich, aber vor der Wirklichkeit geängſtet und launenhaft, wie ſein großer Dichter. Und trägt doch wie er, die Kraft zu ſchaffen und zu formen in ſich. Alte hohe Herrlichkeit, in traurigen Jahrzehnten vertändelt und verſpielt, iſt nun wiederzugewinnen. Das Reich zittert in allen Gliedern, wendet ſein letztes auf und hält dem fürchterlichſten Anſturm ſtand. Es muß, wenn dieſe ungeheure Prüfung glücklich vorübergeht, ganz neu werden und dann ſtärker ſein, als je zuvor. Und mit ihm ſeine Reichshauptſtadt. Ueber das Schickſal von Wien wird jetzt endgiltig entſchieden. Völker können ſich, aus Schwächung und Schmach, einmal neugeſtärkt erheben,

Reiche nach der Zerstückelung wieder zusammenwachsen. Aber das Schicksal dieser einen Stadt ist mit diesem Kriege — aus politischen, nationalen und rein geographischen Gründen — so verknüpft, daß sie an ihm nur völlig zugrunde gehen oder ganz gesunden kann. Das Wiener Problem wird nun endlich gelöst. Kommt der Tag, ist alles klar!

III.

Das Reich und mit ihm seine Hauptstadt... Schließlich ist der Wiener nur eine Abwandlung des Oesterreichers; aber weder die wichtigste noch die günstigste. Sie entsteht aus Vermischung und Abschwächung. Grillparzers Leiden ist Wien; seine Kraft ist Oesterreich. Er spricht merkwürdig wenig von seinem Wienertum, führt aber die Größe und Herrlichkeit Oesterreichs umso lieber im Munde. Er hat nichts so aufrichtig, ausdauernd und selbstlos geliebt, wie Oesterreich; ohne einen andern Wunsch, als den, es mächtig und blühend zu sehen. Das ist im Grunde sein ganzes politisches Bekenntnis. Wann immer und wie immer er sich zu den politischen Bewegungen und Erscheinungen seiner Zeit stellt, diese Richtlinie bleibt unveränderlich bestimmend. Daher kommt es auch, daß er in seinen patriotischen Aeußerungen fast jedesmal und von allen Seiten mißverstanden worden ist. Denn das Oesterreich, wie er es wollte, war kaiserlich und volkstümlich, aufgeklärt und konser-

vativ, kraftvoll tätig und ſtillbeſchaulich. Es war, genau beſehen, das eigentliche Weſen Oeſterreichs, das es immer gegeben hat und heute noch gibt, das nur diejenigen, die beruflich an ihm herumpolitiſieren, zumeiſt nicht kennen wollen. Ein Organismus, der ſo vielerlei Leben in ſich hat, daß keine ſtaatsmänniſche Theorie und auch keine ſtaatliche Form für alle Lebensbedürfniſſe, die er umſchließt, je ganz ausreichen wird; der alſo immer ſeine reizbaren, leicht gefährdeten Stellen haben muß. Da nützt kein Rezept. Man kann ſich achſelzuckend abwenden, oder man kann ſich entſchließen, dieſen Reichtum mitſamt dem Leiden, das er erzeugt, aus heißem Herzen zu lieben. So tat Grillparzer. Es hat ihm oft genug Aerger, Scham und Gram eingetragen. Er konnte nicht anders; er hatte es im Blut. Er hatte den gewiſſen eingeborenen Patriotismus, der ſich in manchen öſterreichiſchen Familien als eine nie kritiſierte Selbſtverſtändlichkeit durch Generationen forterbt. Die Familie Grillparzer muß von ſolcher Art geweſen ſein. Eine Wiener Bürgerfamilie; ſie ſieht aber anders aus, als das allgemeine Vorurteil über Wien glauben möchte. Ueber ſeinen Vater erzählt Grillparzer: „Mein

Vater war Advokat, ein streng rechtlicher, in sich gezogener Mann. Da seine Geschäfte und seine natürliche Verschlossenheit ihm nicht erlaubten, sich mit seinen Kindern viel abzugeben, er auch starb, ehe ich volle achtzehn Jahre alt war, und in den letzten Jahren seines Lebens Krankheit, die gefährlichen Kriegsjahre und der durch beides herbeigeführte Verfall seiner häuslichen Umstände jene Verschlossenheit nur vermehrten, so kann ich von dem Innern seines Wesens mir und andern keine Rechenschaft geben. Sein äußeres Benehmen hatte etwas Kaltes und Schroffes, er vermied jede Gesellschaft, war aber ein leidenschaftlicher Freund der Natur. Früher einen eigenen, jetzt einen gemieteten Garten selbst zu bearbeiten und Blumen aller Art zu ziehen, machte beinahe seine einzige Erheiterung aus. Nur auf Spaziergängen, bei denen er, auf unglaubliche Entfernungen, manchmal die ganze Familie, häufig aber auch nur mich, noch als Kind, mitnahm, wurde er froh und mitteilsam. Wenn ich mich erinnere, daß es ihm bei solchen Spaziergängen am Ufer der Donau Vergnügen machte, den Inseln im Flusse, nach Art der Weltumsegler, selbstgewählte Namen zu geben, so muß

ich glauben, daß in früherer Zeit die Regungen der Phantasie ihm nicht fremd gewesen sein müssen, ja noch später, in den Jahren meiner Lesewut, konnte ich ihm kein größeres Vergnügen machen, als wenn ich ihm Romane, aber ausschließlich Ritter- und Geistergeschichten, zutrug, die dann der ernste Mann, am schwedischen Ofen stehend und ein Glas Bier dazu trinkend, bis in die späte Nacht hinein las. Neuere Geschichten waren ihm wegen ihres Konventionellen zuwider."

Von solchen schweigsamen Phantasten, die nüchtern leben und lautlos schwärmen, ist Oesterreich voll. Die stärkere Sonne, das südlichere Blut, die Ueberlieferung des Katholizismus, auch wenn sie vom Einzelnen nicht mehr festgehalten wird: das hört nicht auf zu wirken. Das mag sich nun in diesen schwerknochigen, dem Bedarf des Alltags genau und geduldig dienenden bajuvarischen Menschen, die am Ende doch den Kern und Grundstock zur deutschösterreichischen Bevölkerung hergeben, ganz nach innen ziehen. Dann bleibt es still, ohne persönlichen Ausdruck, schämt sich fast, da zu sein, und gibt dem Menschen, der es dennoch in sich spürt, nach außen

hin dieſes „Kalte und Schroffe", das Grillparzer an ſeinem Vater kennt. Es löſt ſich nur in der Freiheit und Stille einer begrünten Landſchaft oder vor der Naturhaftigkeit von Kindern. Die Neigung ſolcher Menſchen zu Spaziergängen „auf unglaubliche Entfernungen", die auch der Vater Grillparzer hatte, kann in den öſterreichiſchen Städten oft beobachtet werden. Sie kommt aus dem vor Menſchen immer wieder zurückgedrängten Trieb, aus ſich herauszugehen, der ſich ſolcherart unbewußt ins Phyſiſche überſetzt. Andere ſind wieder, die haben dieſen ſchmerzlichen Zwang der Zurückhaltung nicht. Sie ſind beweglicher — vielleicht romantiſcher. Sie finden bald ein Mittel, ihr Gefühl in Ausdruck umzuſetzen. Zumeiſt iſt es die Muſik; ſie ſagt mehr und ſchwätzt weniger, als es Worte tun. Ganz Oeſterreich iſt voll von Muſik; die beſte Muſik der Welt iſt aus Oeſterreich gekommen. Landſchaft, Sonne, Sprache, die Stimmen der Menſchen und ihr inneres Weſen, alles hat Ton und Rhythmus in ſich, ſehnt ſich gleichſam nach beſeeltem Erklingen, erklingt unverſehens wie von ſelbſt, wird aus freien Stücken zur Muſik. Und Muſik iſt in Oeſterreich am Ende

alles, was die Menſchen gut, gefällig und anmutig macht, was in ihrer Leichtigkeit lebt — und in ihrem Leichtſinn. Wenn es, wie ſo mancher ernſte Denker glaubt, auch Gefahren der Muſik gibt, dann ſind die Oeſterreicher von dieſer beglückenden Gefahr am dringlichſten bedroht. Und dort, wo ſich die Muſik ganz an die Stelle des Charakters geſetzt, wo ſie alles Schwere und Feſte in der menſchlichen Seele aufgelöſt und alſo ihre geheimſten und edelſten Quellen zerſtört hat, muß ſie am Ende ſich ſelbſt entwürdigen: das iſt die Unglücksgeſchichte der Wiener Operette. Aber dieſe Verzerrung und Verluderung der eigenſten Schönheit, die ein ganzer Volksſtamm hat, iſt ja verhältnismäßig neu; und ſo darf man hoffen, daß ſie mit dieſer Zeit, die ſie herangebracht hat, auch wieder erliſcht. Umſo mächtiger und ſchöner mag die wirkliche Muſik von Oeſterreich beſtehen. Sie bleibt lebendig, ſolange öſterreichiſches Blut die Kraft zu leben hat. Ihr Anteil am Weſen und am Können Grillparzers iſt ſehr bedeutend. Was ſeine Anſchauung ſachlich genährt und ſittlich aufrecht erhalten hat, iſt Erbſchaft von ſeinem Vater: die Kunſt, Maß zu halten und ſich zu bewahren, die Luſt, für

ſich ſelbſt zu ſein, das Gefühl für Rechtlichkeit und für eine höhere Beſtimmung. Von der Mutter hatte er, was die Muſik Gutes und Gefährliches ſchenken kann. Er erwähnt ſie nur in ein paar Zeilen, die aber das ganze Menſchenbild vielſagend andeuten: „Meine Mutter war eine herzensgute Frau, plagte ſich mit ihren Kindern, ſuchte Ordnung herzuſtellen, die ſie, die Wahrheit zu ſagen, ſelbſt nicht gar genau hielt, und lebte und webte in der Muſik, die ſie mit Leidenſchaft liebte und trieb.“ Die unglückliche Frau verfiel ſpäter in religiöſen Wahnſinn und brachte ſich um. Man hat auch dieſen traurigen Ausgang ihres Lebens mit der dämoniſchen Macht der Muſik in Zuſammenhang gebracht. Es heißt, ihr Gemüt, von Natur aus zart und reizbar, habe der dauernden Einwirkung dieſer Gewalt nicht ſtandhalten können und ſei in ſeiner eigenen Leidenſchaft zerrüttet worden. Beides, die Reizbarkeit und die Muſikalität, iſt auf den Sohn übergegangen. Sein ganzes Leben lang hat ihn die Muſik begleitet. Er hat ſelbſt komponiert, und es wird verſichert, daß ſich in dieſen Arbeiten Geſchmack, Sorgfalt, techniſche Sicherheit, zum mindeſten Ernſt und Hingebung,

wenn nicht besonderes Talent anzeigen. Die herzlichste Neigung zur Musik hat sein ganzes Leben ausgefüllt. Seine Verehrung für Mozart war grenzenlos. Beethoven freilich konnte er in seinem Höchsten nicht mehr folgen und für Wagner hat er nur unabläßigen Hohn gehabt. Seine Liebe zur Musik war eben, wie es seiner empfindlichen und eigenwilligen Natur entsprach, Liebe zum Reiz und Fluß der Klänge, die die Phantasie herauslocken und dann in gemessener Freiheit walten lassen. Sein armer Spielmann sagt, — und wo er von Musik redet, da redet Grillparzer selbst aus ihm: „Sie spielen den Wolfgang Amadeus Mozart und den Sebastian Bach, aber den lieben Gott spielt keiner. Die ewige Wohltat und Gnade des Tons und Klangs, seine wundertätige Uebereinstimmung mit dem durstigen, zerlechzenden Ohr, daß der dritte Ton zusammenstimmt mit dem ersten und der fünfte desgleichen und die Nota sensibilis hinaufsteigt, wie eine erfüllte Hoffnung, die Dissonanz herabgebeugt wird als wissentliche Bosheit oder vermessener Stolz, und die Wunder der Bindung und Umkehrung, wodurch auch die Sekunde zur Gnade gelangt in den Schoß des

Wohlklanges... Und, wovon ich aber nichts verstehe, die fuga und das punctum contra punctum und der canon a duo, a tre und so fort, ein ganzes Himmelsgebäude, eins ins andere greifend, ohne Mörtel verbunden, und gehalten von Gottes Hand. Davon will niemand etwas wissen, bis auf wenige. Vielmehr stören sie dieses Ein- und Ausatmen der Seelen durch Hinzufügung allenfalls auch zu sprechender Worte, wie die Kinder Gottes sich verbanden mit den Töchtern der Erde; daß es hüsch angreife und eingreife in ein schwieliges Gemüt." Er mochte keine Vermengung von musikalisch-ästhetischem mit poetisch-charakteristischem Schaffen und Fühlen. Mit einer Leidenschaftlichkeit, in der auch ein wenig Pedanterie war, hat er den Unterschied immer festgehalten. Und vielleicht war es sein Glück. Denn so konnte er die Musik, als sein letztes und beständigstes Seelengut, noch bei sich haben, als ihn die Poesie schon verließ.

Er war nicht stark genug für seinen inneren Reichtum. So mußte er einen Teil seiner Kräfte immer auch auf das Zurückhalten, das Abteilen und Einteilen verwenden. Sonst hätte ihn die Ueberfülle zerstört, wie das bei seiner Mutter

geſchehen zu ſein ſcheint. Aber da ſich der Menſch doch nicht willkürlich zerlegen kann, ſo iſt, trotz ſeiner anderen Abſicht, Muſik genug in ſein Werk mit eingegangen. Seine Art, die Formen fremder Dichtung nachzuempfinden, iſt von ſeinen muſikaliſchen Eigenſchaften beeinflußt. Was gemeinhin als der helleniſtiſche Zug an ihm geprieſen wird, iſt muſikaliſcher Atem, iſt Gefühl für Rhythmus und Harmonie. Sein Klaſſizismus ſtrebt nicht nach einer ſouveränen Meiſterung der Sprache, ihrer Formen und Maße wie ſie ſich bei Schiller und Goethe zeigt. Mancher Geringere noch hat an Glanz und Fülle des Wortes viel vor ihm voraus. Sein Ton iſt oft hart und ſpröd; gepreßte und allzulockere Stellen kommen unmittelbar hintereinander; und das Beſte, was es an perſönlicher Prägung gibt, iſt Anklang an den Dialekt. Und doch ſchwebt über dem Ganzen, das ſo viele Sprünge und Splitter hat, ein einheitlicher Glanz von zarter Helle. Es iſt der Abglanz der Muſik, die ihn nie ganz verlaſſen konnte. Sappho, Hero, Rahel, Eſther ſind Seelen, wie aus Muſik gemacht. Und in der Hoheit der Libuſſa, in der Düſterkeit der Medea noch liegen rein muſika-

liſche Werte. Er wollte freilich von einer Verbindung der Poeſie mit der Muſik nichts wiſſen. Aber ſeine innerſte Natur wollte anders als ſein Vorſatz. Das Erbgut ſeines öſterreichiſchen Weſens, die Muſik in ihm, hat in all ſeiner Dichtung mitgedichtet. Sie hat ihm das Leben verſüßt, als es ihm ſonſt gar nicht mehr ſchmecken mochte, und hat ſeinen inneren Menſchen noch verſchönt und geſchmeidigt, als der alte Herr, tatlos und freudlos, in arger Gefahr war, ſich zum knurrigen Sonderling zu verboſen. So konnte es bei der leichteren Form des Raunzens bleiben. Das iſt, ſozuſagen, eine muſikaliſche Auflöſung der Bosheit. Sie gehört zu den bekannteſten öſterreichiſchen Eigentümlichkeiten. Und es iſt eine ſtrittige Frage geblieben, ob dieſe öſterreichiſche Raunzerei eigentlich mehr als Quelle oder als Abwehr von Gefahren betrachtet werden muß. Denn ſie wuchert natürlich da am üppigſten, wo der Entſchluß am ſchwächſten, die Tat am fernſten iſt. Es kommt nur darauf an, welche Entſchlüſſe und Taten den Raunzern, wenn ſie einmal ſollen und müſſen, zuzutrauen ſind.

IV.

„Man ſage nicht, das Schwerſte ſei die Tat,
da hilft der Mut, der Augenblick, die Regung;
das Schwerſte dieſer Welt iſt der Entſchluß.
Mit eins die tauſend Fäden zu zerreißen,
an denen Zufall und Gewohnheit führt,
und, aus dem Kreiſe dunkler Fügung tretend,
ſein eigner Schöpfer zeichnen ſich ſein Los,
das iſt's, wogegen alles ſich empört,
was in dem Menſchen eignet dieſer Erde
und aus Vergangnem eine Zukunft baut."

Primislaus, der Held, ſpricht ſo, in der Libuſſa-Tragödie. Und iſt doch eine der ſtärkſten und eigenwilligſten Mannesgeſtalten, die Grillparzer geſchaffen hat. In dem Augenblick aber, da ſich ſein Schickſal wenden ſoll, faßt ihn die heilige Scheu vor der Endgiltigkeit einer beſtimmenden Entſcheidung. Es iſt eigentlich nur mehr ein ganz flüchtiger letzter Schauder, der ihm ſo auf die Lippen tritt. Denn der Entſchluß ſteht, wenn auch nicht zum Spruche reif, doch im Willen ſchon befeſtigt, in ſeiner Seele; ſein Schwanken ändert nichts, verzögert nicht einmal,

was im Innern ſchon beſchloſſen iſt. Umſo bezeichnender, daß Grillparzer auch dieſem, den er als einen ſtarken, tatbereiten Mann geſehen und geſchaffen hat, in ſo bedeutendem Moment dieſe Worte zurückhaltenden Zweifels zuſchreibt. Das zeugt, bedeutender als manches andere, wie ſchwer ihm der Weg von der Ueberlegung bis zur Handlung, der ja über den Entſchluß führen muß, erſchienen iſt. Dieſe Hemmungen haben den Dichter mit den zunehmenden Jahren immer mehr umklammert und ſein Leben belaſtet. Sie ſind das eigentliche Problem ſeines Daſeins geworden, in der Liebe, im Umgang, im Aufſtieg und im Schaffen. An dieſem Problem der halb freiwilligen Gebundenheit eines ſo reichen und edlen Geiſtes iſt viel herumgedeutet worden. Man hat oft die Ungunſt der äußeren Verhältniſſe, Druck der Zenſur, launiſche Unverläßlichkeit des Publikums, die ganze politiſch-geſellſchaftliche Atmoſphäre als die eigentlich beſtimmende Urſache dafür angegeben. Die Meinungen gehen weit auseinander. Kuh, der Feund und Biograph Hebbels, vergleicht einmal das Verhalten Schillers und Grillparzers gegen den Widerſtand von oben und ſagt dann: „Grill-

parzer jedoch ließ seinen gerechten Zorn ob der ihm zugefügten Unbilden der Gewalthaber nicht ausatmen und nicht ausleben. Hingegen ließ er sich von diesem Zorn begleiten bis an sein eigenes Grab. Er hat überhaupt niemand verziehen, unter dem er Böses erduldete, dies bezeugt seine Selbstbiographie und manches andere Dokument in seinem Nachlasse. Nicht um der Zensurbosheiten willen, die dann und wann gegen ihn verübt wurden, und nicht aus Ekel vor der ihn angrinsenden politischen Misere duckte er sich in den Schmollwinkel hinein, wo er Laute des Grolls und der Verwünschungen ausstieß: die rohen Verletzungen, die ihn als Dichter in seiner Vaterstadt trafen, die literarische Geringschätzung, die der in Wien halb vergessene Poet an Deutschland wahrnahm, haben ihn in eine weltscheue Einsamkeit getrieben, und neben ihm kauerte gleichsam eine ergrimmte Resignation; keine stille Entsagung hütete die Schwelle." Danach hätte ihn also lediglich sein schlimmes Verhältnis zum Publikum, das ihn ja allerdings nach den ersten Jahren der großen Erfolge oft schmählich mißhandelt hat, so sehr vergiftet. Bauernfeld, dem die kräftigeren Erklärungen

näher lagen, meint, die ungestillte Sehnsucht nach Kathi Fröhlich, seiner ewigen Braut, hätte ihn überreizt und abgezehrt. Heinrich Laube gibt einen ganz seltsamen Grund an: „Um die ganze Wahrheit zu sagen, muß man jedoch eingestehen, daß es kaum nachzuweisen ist: wie weit nur die Zensurqual ihm das Schreiben verleidet hat. Er schrieb überhaupt nicht gern. In späterer Zeit war es ihm das widerlichste Geschäft. Dieser Widerwille rührte auch davon her, daß sein künstlerisches Naturell ihn immer zwang, das, was er schreiben wollte, ganz und voll auszudrücken, dafür also alle Geburtswehen durchzumachen. Und die hatte er auf die Länge scheuen gelernt." Das wäre also ein Leiden der künstlerischen Organe, dem krankhaften Geschlechtswiderstand mancher Frau vergleichbar. Wogegen Kürnberger wieder, mit leidenschaftlich bitterem Hohn, nur auf charakterschwache Bequemlichkeit erkennen will: „Grillparzer war ein Zorn- und Feuergeist, ein ungeduldiges, heftiges, leidenschaftliches Herz, ein Dichterherz, dem ganz gegeben war, zu fühlen und zu sagen, was er fühlte! Nie hat in die Lotterbetten von Capua ein schärferes Auge hineingesehen, nie eine gute

Seele so stark das Schlechte gehaßt, nie ein guter Kopf so sanglant das Schlechte gerichtet. Sein unbarmherziger Geist war wie ein chirurgisches Besteck: der feinste Schliff, die zierlichste Nadel hatte eine Bestimmung für Blut und Eiter. Barmherzig war er nur mit einem, mit sich selbst. Und wenn in ganz Sodom nur ein Gerechter ist, will ich die Stadt um dieses Einen willen verschonen. Und es war in ganz Sodom ein Gerechter: nämlich Franz Grillparzer. Und er verschonte die Stadt. Er wollte den Frieden für sich, und so mußte er ihn freilich der Welt schenken. Man denke sich einen Heinrich Percy, nach Fallstaffs Maxime handelnd: Vorsicht ist der Tapferkeit besserer Teil! Ein fürchterlicher Mißklang! Wohlan, es ist Grillparzers Sein und Tun! Der Gott mit dem tönenden Köcher, der schreckliche Fernhintreffer gab seinem Auge den treffendsten Blick und seiner Zunge das treffendste Wort, und nun war es bis dahin ein Gesetz der Natur: eine Kraft, die man hat, gebraucht man mit der ganzen Lust seines Lebens. Grillparzer suspendiert dieses Gesetz der Natur. Seine starken Leidenschaften, seine großen Fähigkeiten rufen ihm zu: Schicke Plagen über

Egypten; tritt hin vor Pharao; sprich für dein Volk, führe es aus ins gelobte Land! Dein ist diese Aufgabe, du bist der Rächer! Keiner hat ein tieferes Fühlen, keiner ein stärkeres Können. Oesterreich wartet auf dich! Aber in einem Winkel seines Herzens fängt nun der Oesterreicher selbst zu seufzen und zu lamentieren an: Herr, schicke einen andern! Ich fürchte mich. Ich liebe den Frieden. Ich will meine Ruhe. Was können wir, ein Volk von Hirten, wider Albrechts Heere? An meiner Wiege stand das Schaffot der Maria Antoinette, als Jüngling sah ich den Erderschütterer Napoleon Kronen verteilen, und als Mann sah ich den Wiener Kongreß sie wieder anders verteilen. Wer bin ich, daß ich mit den Großen der Erde anbinden dürfte? Ein kleines niedriges Bürgerkind, abhängig von Freunden und Gönnern, in grauenvollen Familienverhältnissen, welche die Nachsicht des Staates, vielleicht sogar der Gerichte bedürfen. Wie soll ich mich unterstehen zu rebellieren? Ehe ich dem Pharao nur einen Mops töte, hat es schon mir und meinen Nächsten das ganze Glück des Lebens gekostet. Laß mich lieber Pharaos Hofrat werden! So sprach der weiche, passive Oesterreicher

— und behielt den Sieg." Dieſe böſe und brutale Anklage, in der die parteiiſche Wut des Demokraten gegen den Hofrat mitgrollt, iſt in der Form wohl härter, im Weſen aber faſt noch harmlos gegen das, was Hermann Bahr, in ſeinem unerbittlichen Buche über Wien, von Grillparzer ſchreibt: „Grillparzer wurde gefragt, warum er Kathi nicht heirate. Er antwortete: I trau mi halt nöt! Es war ein Scherz, der aber doch ſein ganzes Weſen verrät. Er traute ſich nicht zu lieben. Denn er traute ſich nicht, zu leben... Deshalb entriß er ſich dem Leben, ſich und ſeine Kunſt. Daran verdarben ſie. Er verſchmachtete, ſie verödete... Neuraſthenie, ſagt man vielleicht achſelzuckend. Gewiß. Aber eben die Neuraſthenie des Wieners. Eine, die nicht aus der gemeinen Ermattung der Nerven, ſondern aus einer tieferen Erkrankung, aus einer Verſchuldung des Geiſtes kommt. An jener... Stelle des Tagebuchs iſt es doch ſehr merkwürdig, daß er, das Nachlaſſen ſeiner Kraft beklagend, unwillkürlich ſogleich von ſeiner Verſtellung vor den Menſchen ſpricht. Er kann mit ihnen nicht natürlich „kommunizie-en." Er hat ſich vor ihnen immer verdeckt. Ihm war verſagt, ſich ihnen

hinzugeben. Er zog ſich vor ihnen zu, er rollte ſich ein. Nun ſaß er dann mit ſeiner Kraft im Leeren da, denn ihr wurde nichts zugeführt. Er entzog ſich dem Leben, bis es ihm das Dichten entzog. Aus Unfähigkeit zu leben, wurde er unfähig zu dichten... Und ſo haben wir dieſen grauenhaften Fall: ein ſehr heftiger Trieb, zu geſtalten, dem aber die natürliche Befriedigung, am unmittelbaren Leben ſelbſt, verſagt wird, wodurch er, nach gewaltſam ſchmerzlichen Exploſionen, allmählich erlahmen und erſtarren muß. Dem Leben entriſſen, an der Wurzel abgeſchnitten, verdorrte er."

Das ſind milde und böſe, bedauernde und verdammende Urteile; ſie zielen in verſchiedene Tiefen, nach verſchiedenen Seiten dieſer ſeltſam gehemmten Künſtlerſeele. Sind aber alle darin einig, daß der beklagenswerte Zuſtand dieſer Hemmung beſtanden hat und, da die äußeren Schwierigkeiten zur Erklärung nicht ausreichen, von innen her, aus einer ſchadhaften Stelle im Menſchen ſelbſt gekommen ſein muß. Da kaum einer von dieſen Köpfen die Deutung des anderen ganz gelten läßt, iſt wohl anzunehmen, daß keine vollkommen zutrifft. Was ſchließlich nicht zu verwundern iſt; wie ſollte ſich auch eine ſo

vielfältige und verwickelte Beſchaffenheit in Worten reſtlos auflöſen laſſen! Seltſam wirkt es freilich, wenn man alle dieſe Klagen über Grillparzers Untätigkeit und Verarmung gehört hat, dann wieder einen Blick auf ſein geſamtes Werk zu tun. Eine Fülle großer Dramen, ſchwer von dichtem Gehalt an Erlebnis; Erzählungen, in aller Zartheit wunderbar kräftig; Betrachtungen, Beſchreibungen, Wiſſenſchaftliches und Politiſches, Nachdenkliches und heftig Streitbares; dazu die Gedichte, an Wert nicht immer gleich, aber an Zahl doch recht ausgiebig. In allem: an Umfang und an Inhalt eine große Leiſtung, dem Anſehen nach keineswegs zu gering für das Leben eines bedeutenden Mannes. Woran hat es alſo gefehlt? Was wirft man ihm vor? Hermann Bahr ſagt einmal, an einer anderen Stelle, von einem anderen Oeſterreicher: „Er enttäuſchte ſie ſtets, weil ſie ſich immer noch mehr von ihm verſprochen hatten. Irgend etwas war an ihm, wodurch ſie ſich zur höchſten Forderung berechtigt, ihn zur höchſten Leiſtung verpflichtet glaubten. Ein Wunder verlangten ſie von ihm, und was nicht dieſes erſehnte Wunder war, ließen ſie ihm nicht gelten.“ Das läßt ſich übrigens,

bis zu einer gewiſſen Zeit, auf Hermann Bahr ebenſo anwenden, und noch auf manchen, der in Oeſterreich lebt oder gelebt hat. Sie haben dort, neben vielen anderen Talenten, auch dieſes Talent, zu enttäuſchen. Das hat verſchiedene Urſachen. Die nächſte und äußerlichſte iſt wohl der Mangel an Organiſation, der es verhindert, daß eine Begabung, ſowie ſie ſich regt, gleich dort einſetzen kann, wo ihr Wirken ihr ſelbſt und dem Ganzen am förderlichſten wäre. Es ſind zu viele Ueberlieferungen da; die Hierarchie iſt, auf den meiſten Gebieten, zu ſtark und der Raum für neues Wachstum nicht groß genug. Das muß natürlich auch wieder auf die Entfaltung der Geiſter ſelbſt zurückwirken. Der harte Kampf um eine ferne und unſichere Geltung ermüdet, beraubt, verbittert jeden, der nicht ein wahres Uebermaß von Kraft, Güte oder Geduld in ſich hat. Der tiefſte und letzte Grund aber liegt in dieſen Begabungen ſelbſt: es fehlt ihnen an der wohltätigen Einſeitigkeit. Sie quellen zu gerne über, wachſen lieber in die Breite als in die Höhe. Ihr Reichtum iſt groß und vielfältig, und im Bewußtſein dieſer Fülle verſchmäht er es, Richtung zu halten. Das Leben ſcheint die man-

nigfachſten Entwicklungen anzubieten, und jede reizt. Warum nur eine einzige erwählen? Am ſchönſten iſt es, alle miteinander möglichſt lange und möglichſt gleichmäßig zu hegen; iſt eine Entſcheidung dann unbedingt nötig, ſo mag ſie der Zufall bringen. Das ergibt, bis zu einem gewiſſen Grade der Reife, Menſchen von harmoniſcher Sinnlichkeit, im Geſchmack durchgebildet und ſorglos fröhlich. Darüber hinaus entſcheidet dann wirklich der Zufall, ſelten einmal eine plötzliche Beſinnung, die die ordnenden und lenkenden Kräfte aufweckt. Aber es iſt nur natürlich, daß dieſe Kräfte dann auch zuſammenpreſſen, einſchränken und beſchneiden müſſen. Das gibt Enttäuſchungen. Wohl nicht nur bei den andern, auch in der eigenen Seele. Man ſieht ſich, ſo oder ſo, auf einmal herabgemindert und weiß noch nicht recht, warum und wodurch. Der Entſchluß, ob aufgezwungen oder ausgereift, war auf dieſe Art ein Entſchluß, zu verarmen. Unzählige Möglichkeiten ſind von einer einzigen Wirklichkeit verſchluckt. Und es kommt vor, daß ſie dann noch, heimlich aber zähe, in den Säften weiter rumoren, das Gewiſſen beunruhigen, das Leben ſtören. Unzählig ſind in Oeſterreich die

Aerzte, die nicht aufhören können, Musiker zu sein, die Offiziere, die immer wieder dichten müssen, die Fabrikanten, deren Leidenschaft die Kunstgeschichte ist, die Beamten, die sich als unterdrückte Förster, Jäger, Seefahrer fühlen. Das gibt manche wunderbare Erhöhung des Lebens, aber auch Unruhe und Zweifel genug. Es läßt begreifen, daß der Entschluß, diese persönlich fühlbarste und dem Bewußtsein deutlichste Form einer vollzogenen Wendung des Schicksals, bei solchen Naturen eher Furcht als Freude erweckt. „Mit eins die tausend Fäden zu zerreißen, an denen Zufall und Gewohnheit führt, und aus dem Kreise dunkler Fügung tretend, sein eigner Schöpfer zeichnen sich sein Los, das ists, wogegen alles sich empört ..." Es muß also, was immer auch die Kritiker sagen, dieser scheinbare Kleinmut, diese rätselhafte Lebensangst weder bei Grillparzer noch bei den vielen anderen, die Aehnliches erlitten haben und erleiden, vom Ursprung her Schwäche oder gar Armseligkeit der persönlichen Natur gewesen sein. Auch Reichtum, der sich in allen seinen Teilen zu wertvoll ist, um in Selbstbeschränkung einem bestimmten Zweck entgegenzustreben, mag so erkranken.

Die Scheu vor den Kreiſen dunkler Fügung, vor den „tauſend Fäden“ des Zufalls und der Gewohnheit iſt den fruchtbarſten Geiſtern in Oeſterreich tief eingewurzelt. Damit hängt es zuſammen, daß dieſe lebhaften und ſinnlichen Menſchen ſo konſervativ ſein können; mancher rätſelhafte Widerſpruch in den politiſchen Verhältniſſen, in der Geſellſchaft, in den Dingen des öffentlichen Gewiſſens läßt ſich von da aus erklären oder doch heller beleuchten. Sogar die beſondere Heiterkeit des Oeſterreichers, die anders iſt als der norddeutſche Humor und anders als der romaniſche Witz, hat ihr beſtes von dieſem ſchattierten Leichtſinn, der zwiſchen Lebensangſt und Lebensgier ſein Leben lang unentſchieden bleibt. Die händeringende Verwunderung vor den unendlichen Möglichkeiten des Lebens, verbunden mit der nervöſen Scheu vor den unwiderruflichen Entſcheidungen, die der nächſte Augenblick ſchon bringen mag, füllt und überfüllt ja gerade in den letzten Jahrzehnten ſo ziemlich alles, was an öffentlichen Aeußerungen des öſterreichiſchen Geiſtes größere Geltung hat. In langen Abſchnitten ſchien es, als wäre dort die ganze innere und äußere Politik nur

von dieſen Inſtinkten geleitet. Dazwiſchen kurze Augenblicke, in denen man Morgenluft zu fühlen, den hellen Anſchlag der Stunde zu hören glaubte: drei Uhr vor Tage. Aber der Traum zerriß erſt ganz, als die Welt ringsum in Flammen ſtand. Da wurde ein großes Ziel erſehen: Oeſterreichs Einheit und Unverletzlichkeit. (Und die wenigen, die ein anderes Ziel erwählt hatten, mußten es jetzt wenigſtens frei bekennen.) Entſcheidung war da. Sie hat ſoviel an hübſchen und halben Begabungen, an Talenten der Unentſchloſſenheit und des künſtlichen Gleichgewichts überflüſſig gemacht, daß ſelbſt der Kenner erſtaunt ſein durfte. Und wir wollen hoffen, daß es damit abgetan, daß der Entſchluß, ein ſtärkeres Leben zu leben, nun für immer befeſtigt iſt. So in der Politik; in den Künſten ähnlich. Wo ſind die Entſchlüſſe hin, die zwiſchen 1890 und 1900 Malerei, Theater, Baukunſt, ja ſelbſt die Art, zu wohnen und Geſellſchaft zu halten, umſtürzen und neu erbauen wollten? Faſt zweifelt man heute, ob es denn überhaupt Entſchlüſſe, ob es nicht doch bloß ein Spiel mit Möglichkeiten war, dem wieder andere Möglichkeiten in liebenswürdiger Abwechslung in

die Quere gekommen ſind. Nun gar die öſterreichiſche Literatur! Sie hat aus dem lüſternen Hinwarten vor dem Entſchluß ihre eigenſte Marke geprägt und die lebensfreudige Schickſalsangſt bis ins Geniale verfeinert. Gerade das Allerbeſte, was die moderne Wiener Dichtung hervorgebracht hat, ob lyriſch, epiſch oder dramatiſch, iſt übervoll von dieſer rätſelhaften Furcht vor dem Ziegelſtein, den die nächſte Sekunde vom nächſten Dach verderblich herunterfallen laſſen kann. Schnitzler hat daraus ſeine ſchönſten Novellen und ſeine ſtärkſten Bühnenwirkungen gemacht. Hofmannsthal ſublimiert das zu weltüberſchwebenden Stimmungen und Beer-Hofmann holt dieſes Gefühl — in dem leider einzigen Drama, das wir bisher von ihm haben — aus den Tiefen einer profunden Andacht herauf. Von dieſen Erſten haben es faſt alle jüngeren Wiener übernommen. Die Provinz war einmal entſchloſſen, der Wiener Art zu widerſtehen und ſtärker zu ſein. Wo ſind die Entſchlüſſe hin? Der einzige Schönherr iſt übrig. Er hat hat jene Angſt, die in ſeine erſten Dramen noch deutlich hineinſpielt, ganz in Trotz und Rauhheit umgewandelt; und iſt dabei

immer härterer und finſterer geworden, wie in unerbittlichem Kampf mit ſich ſelbſt. Selbſt Bahr, der dieſes öſterreichiſche Uebel des Mißtrauens gegen das Leben am klarſten erkannt und am lauteſten verflucht hat, iſt ihm in einigen ſeiner beſten Schöpfungen verfallen. Er iſt noch immer ein unermüdlich ſtarker Mahner dagegen; ſeine Geſtaltung aber, freiwillig eingeſchränkt, verweilt ſeit vielen Jahren nur mehr im Leichten und Spaßhaften. Dies ſind die beiden Möglichkeiten, dem Druck der Ueberfülle, an dem die öſterreichiſchen Talente leiden, zu entkommen: trotzige Verhärtung oder Befreiung in Heiterkeit. Härte iſt ihnen zu ſelten gegeben; ihr widerſetzt ſich das Blut, die Sonne und der ganze üppig freundliche Untergrund, auf den die Natur ſelbſt das Daſein dieſer Menſchen geſtellt hat. Heiterkeit iſt da; und wird manchmal zur überwindenden Größe. Das iſt die hohe nationale Bedeutung von Ludwig Anzengruber. Seine Luſtſpiele — vor allen anderen die Kreuzelſchreiber und der G'wiſſenswurm — handeln davon, wie öſterreichiſche Menſchen ihre beſte Geſundheit zuſammennehmen, um mit ihrer öſterreichiſchen Angſt fertig zu werden. Daß er ſel-

ber mit ihr erſt hat fertig werden müſſen, zeigt ſich an mancher Einzelheit in ſeinen tragiſchen Stücken: Gläſer zerklirren, Sternſchnuppen fallen, aus einem undeutlichen Hintergrund droht finſter das Kommende. Der Anzengruberſche Humor war dann groß genug, das alles ſpurlos zu überdecken. Und einen hat es auch gegeben, der ein echter Oeſterreicher und voll von Talenten war, und dennoch nicht die geringſte Spur von jener Verwirrung zeigt: Carl Neſtroy. Seine Poſſen wandeln ſchließlich das ganze bürgerliche Leben ab, mit ſeinen Sorgen und Plagen, Verwicklungen, Zufällen, Schwierigkeiten. Aber er ſteht in jedem Augenblick frei darüber und lacht. Er kennt das Uebel ſeiner Leute genau; aus dieſer Kenntnis iſt ja „Der Zerriſſene" geſchaffen. Aber an ihn ſelbſt kann nichts dergleichen heran. Er bleibt hinter ſeinem ungeheuren Witz geborgen, wie in einer anderen, keimfreien Luftſchicht. Es iſt kaum zu begreifen, wie das in Oeſterreich — in Wien noch dazu! — ungehemmt gedeihen konnte. Neben ihm ſtand der unglückſelige Raimund, den ſeine Phantaſie ſein Leben lang geplagt und geängſtet hat. Im Rappelkopf iſt dann dieſer Angſt das dichteriſche Denk-

mal entstanden; da wächst die österreichische Ueberreizung ins Monumentale — und schnappt als Verfolgungswahn über. Nun, Franz Grillparzer ist größer, reicher, feiner, als irgend ein anderer österreichischer Dichter; dabei so echt im Nationalen, wie nur einer. Wie sollte ihm nicht auch ein höheres Maß jenes Leidens zugemessen sein, an dem sie fast alle tragen! Es ist kein Zweifel: was man seine Schwäche nennt — und was er selbst, in ehrlicher Erkenntnis, dafür ansieht — kommt gerade aus seiner besten Stärke. Ueberfülle, der die rechten Ventile fehlen. Zensur, politischer Druck, Unverstand der Menge, verlorene Liebessehnsucht: sie haben wohl mitgewirkt, ihn zu bedrücken. Aber die Reizbarkeit, die ihn das alles erst so verhängnisvoll schwer empfinden ließ, war in ihm selbst, gehörte zu seinem dichterischen, zu seinem österreichischen Wesen. Ohne sie wäre er eben nicht gewesen, was er war. Sie ist es, die in frühen Zeiten seiner Phantasie diese Anmut und Beweglichkeit gegeben hat. Reizbar und träumerisch ist auch sein Rustan; dabei aber blühend jung und voll Wagnis. Könnte der Dichter diese schimmernde und strotzende Heldengestalt anderswoher genom-

men haben, als aus seiner eigenen Brust? Er war freilich nicht weit über dreißig, als ihm der erste Plan dazu aufkeimte; und war längst vierzig, bevor das Werk auf der Bühne erschien. Dazwischen liegen wichtige Wendepunkte, liegt viel Bitterkeit und Enttäuschung. Vielleicht ist es auch damit zu erklären, daß dieses im Klang und Wurf so kühne Gedicht dann gar so kleinmütig abschließt. Heldenmut, Kampf, Trotz, wunderbarste Begebenheiten, und endlich: „Eines nur ist Glück hienieden, eins: des Innern stiller Frieden und die schuldbefreite Brust! Und die Größe ist gefährlich, und der Ruhm ein leeres Spiel..." Das haben ihm seit jeher alle, die Entfaltung und Tat in Oesterreich wollen, sehr übel genommen. Sie hätten dabei doch nicht vergessen sollen, um wie vieles die Kraft des Erlebens, die sich im Traumspiel sinnlich gestaltet, mächtiger und für den Dichter bezeichnender ist, als die dürre Lehre, die er, einer überlieferten volkstümlichen Moralität zuliebe, am Ende daraus zieht. Soll dieses Gesprochene als der Ausdruck seines inneren Wesens gelten, dann hat jenes Geschaffene gewiß noch stärkere Geltung. Und damit bezeugt das Werk nicht mehr die

hausbackene und verzagte Gesinnung Grillparzers, sondern sein drängendes Lebensverlangen. Aber aus anderen, dunkleren Quellen seines Lebens kommt ihm die Ueberzeugung, daß der einzelne Maß halten, sich auf seinen Kreis beschränken, das Schicksal nicht herausfordern soll. An der Auflösung dieses Gegensatzes entfaltet sich seine Kunst. Die tragische Vollendung der Sappho, der Medea, des Ottokar, der Libussa und selbst der Hero ist von diesem zwiespältigen Gefühl mitbestimmt. Es ist ein sehr österreichisches Gefühl; das Gefühl von Menschen, die mehr Gaben und Möglichkeiten in sich wissen, als sie in ihrer Umwelt frei gebrauchen dürfen. Es kann, je nach der Anlage, in eine maßvoll konservative Gesinnung einmünden oder in eine zwischen Witz und Angst schwingende Skepsis ausschlagen. Selten einmal löst es sich in Ueberlegenheit, wird ganz großer Humor oder ganz freie Ironie. Dieses Glück war Anzengruber und Nestroy gegeben; aber den Weg dorthin haben wohl alle gesucht. Es ist von tieferer Bedeutung, daß Grillparzer den Schlag, den ihm der öffentliche Unverstand mit der Anpöbelung seines Lustspieles versetzt hat, kaum je verwinden

mochte. Das war, nach manchem begabten Versuch im Spaßhaften oder Spöttischen, der erste entschiedene Schritt gegen die Freiheit eines vollen, ausgesöhnten Humors hin. „Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus, Glück auf, wächst nur der Weizen etwa drüber." Ein weltüberwindender Seufzer, von einem gütig nickenden „Glück auf!" überholt: so schließt der gedankliche Inhalt der Komödie „Weh dem, der lügt." Da schien ein Ausweg aus den Nöten des Gewissens, ein Durchlaß in freiere Luft gefunden zu sein. Sie trieben ihn zurück — und er war so verzweifelt darüber, daß er nun auf lange überhaupt nichts mehr versuchen wollte. Er muß doch empfunden haben, daß sie damit gröblich in seine letzte — und vielleicht kostbarste — Entfaltung eingegriffen haben. Denn er war damals schon nahe an fünfzig; es ist die Zeit, da das letzte Ausreifen der Männlichkeit mit der ankommenden Altersruhe in einem besonderen Abschnitt zusammentrifft. Dieser kann sehr kostbar sein, wenn alles, was das Leben bis dorthin gegeben hat, in seinem kühleren Lichte geklärt und befestigt erscheint; er kann sehr traurig werden, wenn die Angst überwiegt, daß alles nun auseinanderfal-

len und verloren gehen müſſe. Vielleicht wären auch Grillparzer, ſtatt der gekränkten Zweifel an ſich ſelbſt, glücklicher Aufſtieg und fröhliche Rückſchau beſchieden geweſen, hätte damals ſein Verſuch, ſich in Humor zu befreien, herzliches Verſtändnis gefunden. Von ſeiner Gabe, heiter zu ſein und Heiteres zu ſchaffen, ſagt Heinrich Laube: „Ob übrigens Grillparzer auch das Talent gehabt zu einem wirklichen Luſtſpiele, das iſt gar ſehr der Frage wert. Ich möchte ſie mit Ja beantworten. Die Leſer ſeiner Gedichte werden zugeſtehen, daß ſeine Epigramme Witz und Laune kräftig und heiter bekunden, und die Wiener, welche ihn näher gekannt, wiſſen ſehr wohl, daß er in ſcherzhafter, namentlich in ſatiriſcher Auffaſſung ſeinesgleichen ſuchte. Wenn man dazu ſeine nachgelaſſenen Manuſkripte geleſen, unter denen luſtige Formen jeglicher Gattung — freilich nur in Anlagen und ſtreckenweiſer Ausführung — dann kommt man wie ich auch zu der Ueberzeugung: es iſt ein Zufall, daß Grillparzer kein volles Luſtſpiel geſchrieben. Dieſer Zufall rührt allerdings von ſeinem Lebensſchickſale her, welches ihm gar zu ſelten auf längere Zeit den fröhlichen Aufſchwung des Geiſtes gewährte.

Hätte ihm das Schicksal öfter und für längere Dauer gelächelt, sein reiches Talent würde sich auch in der heiteren Richtung ausgiebig entfaltet haben." Und Grillparzer in den Beiträgen zur Selbstbiographie: „Es ist etwas vom Tasso in mir, nicht vom Goetheschen sondern vom wirklichen. Man hätte mich hätscheln müssen, als Dichter nämlich. Als Mensch weiß ich mit jeder Lage fertig zu werden, und man wird mich nie mir selber untreu finden. Aber der Dichter in mir braucht ein warmes Element, sonst zieht sich das Innere zusammen und versagt den Dienst. Ich habe wohl versucht, das zu überwinden, aber mir dabei nur Schaden getan, ohne das Pflanzenartige meiner Natur umändern zu können." Diesem ruhigen und rücksichtslosen Bekenntnis darf man glauben. Es stimmt mit der Betrachtung Laubes überein, der nur die praktischen Ergebnisse aus diesen inneren Vorgängen feststellt. Zieht man die Perspektiven aus dem Persönlichen ins Nationale, so ist zu merken: die Wiener Unart hat wieder einmal die österreichische Art umgebracht. Was er das Pflanzenartige seiner Natur nennt, die Treue zu sich selbst und doch auch die Gabe, mit jeder Lage fertig

zu werden, das ſind gut öſterreichiſche Eigenſchaften, von der Freigebigkeit des Bodens, von der Milde der Luft und von den Miſchungen des Blutes der deutſchen Grundſchwere glücklich zugeſetzt. Er hat ſolche Menſchen immer lieb gehabt und ſich wohl auch als einen von ihnen gefühlt. Wenn ſeine Dramen oft davor warnen, im Ueberdrang der Gaben und Triebe das Gleichmaß zu verlieren, ſo geben ſie nicht nur ängſtliche Mahnung, ſondern zumeiſt auch, den problematiſchen Menſchen gegenüber, Bilder der Tüchtigkeit, Treue, Güte. Solche finden ſich in größerem oder kleinerem Format, männlich oder weiblich, immer wieder unter ſeinen dramatiſchen Figuren. In anmutiger Schüchternheit beginnt dieſe Linie beim beſcheidenen, aber feſten und ſelbſtbewußten Phaon und geht von da über mannigfache Abwandlungen bis zum ſchneidigen und getreuen Naukleros hin, der unverkennbaren Vorſtufe des prachtvollen, in heiterer Tatkraft unerſchütterlichen und doch von wahrer Frömmigkeit erfüllten Leon. Das ſind echt öſterreichiſche Geſtalten, aus dem beſten Stoff des nationalen Weſens. Sie haben die Weichheit dieſer Luft, den Schimmer dieſes Sonnenlichtes, die Viel-

fältigkeit dieſes Blutes, die Muſik dieſer Landſchaft; und ſind dabei doch tüchtige und tätige Menſchen, die an ſich ſelbſt und an ihrer Beſtimmung ehrlich feſthalten. Grillparzer hat dieſe Art und ihre natürlichen Quellen gekannt, geliebt, in ſich ſelbſt erlebt. Das ſteht in den Verſen geſchrieben, die ſein ſchönſtes patriotiſch-nationales Bekenntnis geben. Sie ſind der ganzen deutſchen Welt geläufig; aber man mag ſie nur immer wieder leſen:

„Schaut ringsumher, wohin der Blick ſich wendet,
lachts wie dem Bräutigam die Braut entgegen.
Mit hellem Wieſengrün und Saatengold,
von Lein und Safran gelb und blau geſtickt,
von Blumen ſüß durchwürzt und edlem Kraut,
ſchweift es in breitgeſtreckten Tälern hin —
ein voller Blumenſtrauß, ſoweit es reicht,
vom Silberband der Donau rings umwunden —
hebt ſich's empor zu Hügeln voller Wein,
wo auf und auf die goldne Traube hängt
und ſchwellend reift in Gottes Sonnenglanze;
der dunkle Wald voll Jagdluſt krönt das Ganze.
Und Gottes lauer Hauch ſchwebt drüber hin
und wärmt und reift und macht die Pulſe ſchlagen,
wie nie ein Puls auf kalten Steppen ſchlägt.
Drum iſt der Öſterreicher froh und frank,
trägt ſeinen Fehl, trägt offen ſeine Freuden,
beneidet nicht, läßt lieber ſich beneiden!

Und was er tut, iſt frohen Muts getan.
's iſt möglich, daß in Sachſen und beim Rhein
es Leute gibt, die mehr in Büchern laſen;
allein, was not tut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der off'ne, richt'ge Sinn,
da tritt der Öſterreicher hin vor jeden,
Denkt ſich ſein Teil und läßt die andern reden."

So hat Grillparzer den Oeſterreicher geſehen und gewollt. So war er ſelbſt — wenn er glücklich war. Daß er es nicht oft genug geweſen iſt, das haben ebenſoſehr ſeine Gaben, wie ſeine Mängel verurſacht. Und Zeit und Ort ſeines Wirkens mußten das Uebel vollenden.

V.

In ſeinen Erinnerungen aus dem Jahre 1848 ſchreibt Grillparzer, gleich zu Anfang: „Warſt du mit dem vormärzlichen Zuſtande zufrieden? Haſt du keine Aenderung gewünſcht? Glaubſt du, daß der Menſch nicht Hand anlegen ſoll, um unleidliche, nichtswürdige Verhältniſſe zu verbeſſern? Alle dieſe Fragen mit Ja beantwortet, muß doch bei allem Praktiſchen auf die Umſtände Rückſicht genommen werden. Wäre der öſterreichiſche Staat ein kompakter, von ein und demſelben Volksſtamme bewohnter, oder wären dieſe Volksſtämme von dem Wunſche des Zuſammengehörens und Zuſammenbleibens beherrſcht; wäre die Richtung der Zeit eine ſolche geweſen, daß ein vernünftiges Einhalten nach Erreichung vernünftiger Zwecke vorauszuſetzen geweſen, ich hätte die Hand freudig zu jedem Reformverſuch geboten, oder — um mir nicht zu viel Tatkraft anzudichten — wenigſtens jeden ſolchen, wenn auch gewaltſamen Verſuch mit meinem moraliſchen Einfluß unterſtützt. So aber

war — und gerade damals im höchsten Grade — von alledem das Gegenteil. Italien befand sich bereits im Aufstande; Ungarn erwartete nur das Signal zu einem gleichen; die lächerliche Nationalitätsfrage hatte allen Volksstämmen der österreichischen Monarchie eine zentrifugale Bewegung eingedrückt; die Brandschriften der letzten zehn Jahre, die frischen Eindrücke der französischen Februarrevolution hatten eine solche Stimmung in der Masse verbreitet, daß bei jedem gewaltsamen Ausbruche ein Ueberschreiten alles vernünftigen Maßes mit Zuversicht vorausbestimmt werden konnte."

Im Politischen, wie in der Dichtung: dem Guten vernünftig zugeneigt, voll warmen Gefühles für das, was notwendig und recht ist, aber „bei allem Praktischen" voll Rücksicht auf die Umstände und jeder Maßlosigkeit feind. Dabei die liebenswürdige Bescheidenheit, die sich auch in nachträglicher Betrachtung und ferne von aller unmittelbaren Gefahr, nicht zu viel Tatkraft andichten will. Das sind nun wiederum ebensoviel schöne Merkmale geschlossener ruhevoller Männlichkeit, als es vielleicht Hemmnisse entscheidender Handlungen sind. Echt österreichisch ist es

auf jeden Fall. Mit all seiner Phantasie und seinem beweglichen Gemüt ist der Oesterreicher von Natur aus Realpolitiker, mit einer empfindlichen Neigung ins Konservative. Man muß sich von denen, die in der Oeffentlichkeit das große Geschrei machen, nicht täuschen lassen. „Ein vernünftiges Einhalten nach Erreichung vernünftiger Zwecke" — so und nicht anders versteht das wirkliche Volk von Oesterreich Fortschritt und Entwicklung. Der vernünftige Zweck muß gegeben, der Weg, der zu ihm führt, muß sichtbar und gangbar sein. Dann sind sie freilich mit Lust und Mut bei der Sache; auch mit Schwärmerei, und vor allem mit ihrer starken Fröhlichkeit. Darum sind sie — nämlich die deutschen Oesterreicher — leicht zu regieren und schwer vorwärtszubringen. Weil sie nur das Sachliche und Sinnliche wirklich interessiert, aber kaum das Prinzipielle und Abstrakte. (Der Verlauf der Wiener achtundvierziger Revolution hat ja Grillparzer sehr recht gegeben.) Gerade um das Jahr 1848 hat Grillparzer die Tragödie, die seine reifste und bitterste Weisheit, die das gefurchte Selbstporträt des Alternden enthält, — hat er den Bruderzwist in Habsburg in seiner

erſten Faſſung vollendet. Darin finden ſich nun die Verſe:

„Denn, was Entſchloſſenheit den Männern heißt
iſt meiſtenfalls Gewiſſenloſigkeit, des Staats,
Hochmut und Leichtſinn, der allein nur ſich
und nicht das Schickſal hat im Aug' der andern;
indes der gute Mann auf hoher Stelle
erzittert vor den Folgen ſeiner Tat,
die, als die Wirkung eines Federſtrichs,
Glück oder Unglück forterbt ſpäten Enkeln."

Es iſt zu ſagen, daß dieſe Meinung bis auf den heutigen Tag in Oeſterreich ſehr verbreitet iſt...

Leicht zu regieren und ſchwer vorwärts zu bringen. Dann aber, wenn's um ihr eigenes Selbſt geht, wenn die drängende Notwendigkeit der Zeit ihr Heiligſtes und Beſtes aufruft, zu jeder ſtarken Tat bereit. Sie zeigen es jetzt. Sie kämpfen für den Staat, den ſie wollen und in den ſie nun einmal, in den Freuden und Leiden jahrhundertelangen Ablaufes, hineingewachſen ſind. Sie kämpfen für ihre Art, die nur ſo und nur da gedeiht. Sie kämpfen — die deutſchen Oeſterreicher nämlich — auch für ihr Deutſchtum, das ſie ſo, wie es ihnen gegeben iſt, mit

Inbrunst lieben und heilig halten. Wiewohl sie sich vordem gerade darin „ nicht zu viel Tatkraft andichten" wollten. Es gab Zeiten, da erschien ihnen eine besondere Betonung des Nationalen ganz überflüssig. Sie waren Deutsche, wußten es und lebten danach; alles andere war ihnen überspannte Theorie. Es dauerte lange genug, bis ihnen die „lächerliche Nationalitätsfrage", wie sie noch Grillparzer nennt, in ihrem ganzen fürchterlichen Ernst aufgegangen war. Da gab es aber auch kein Schwanken mehr; unaufhaltsam griff die Klärung weiter, und heute ist in Oesterreich alles, was deutsche Bildung im Herzen und die deutsche Sprache im Munde hat, vom roten Fortschritt bis zu den schwarzen Eiferern, gut national. Es war eine Entwicklung von wenigen Jahrzehnten — dieselbe Entwicklung, die draußen den ungeheuren Krieg herangebracht hat. Denn alle Stiche und Stöße, die in dieser Zeit gegen Oesterreich geführt wurden zielten vor allem auf das Deutschtum Oesterreichs, auf seine deutschen Kulturneigungen und seine deutsche Zugehörigkeit. Das fühlten diese Menschen und wußten, daß sie sich wahren müssen. Es kann nicht mehr vergessen wer-

den. Die Wacht an den südlichen und östlichen Rändern des mitteleuropäischen Deutschtums ist seit Jahrzehnten wieder wehrhaft geworden, stemmt den tückisch verdeckten und den rücksichtslos brutalen Feinden ihre ursprüngliche Kraft entgegen. Ohne deshalb das Fremde feindselig abzuweisen, das sich etwa harmlos, zum Geben und Nehmen geistiger Güter, nähern will. Denn so lange dies Volk sich seiner eigenen Art in Liebe und Ehrfurcht bewußt ist, muß es auch dankbar empfinden, wie viel von seinem beweglichen Reichtum aus der Berührung, Verbindung, Verschmelzung mit fremdem Stoffe herkommt. Grillparzer, in Tugenden wie in Mängeln das große Muster echt österreichischen Schlages, ist trotz spanischen Rhythmen, gallischem Witz, slavischen Fabeln, erotischer Menschheit, in seiner dichterischen Tiefe grunddeutsch. Mußte es sein und wollte es sein. Im bewußten feurigen Wetteifer mit den großen Geistern im großen Reich brachte er der deutschen Kunst aus seinem eigenen Bezirk die besonderen Gaben seines Stammes zu: träumerische Phantasie, die ein Erwachen zu kräftiger Tat ersehnt; stolze schamhafte Empfindlichkeit; Ehrfurcht vor dem

Beſtand der Dinge und vor dem Gang der Welt; dann aber, als heilſame Hilfe, daß dieſe Ehrfurcht nicht dumpf und kleinmütig werde, die ſtarke Fröhlichkeit, die den flinken Spaß, den ſtichelnden Witz, den breiten und den tiefen Humor gleich gerne erzeugt und verbraucht; und über dem allen und aus dem allen die Muſik, die das Leben, wie immer es gehen mag, leicht und ſchön macht. Die ſchleichende Not der Zeit hat dieſe Tugenden der öſterreichiſchen Menſchen gedrückt und verwirrt; allmählich kam die Zaghaftigkeit über ſie und konnte ſie bis zur Läſſigkeit ermatten. Faſt war zu befürchten, dem öſterreichiſchen Schlag würde in der Geſamtheit des großen deutſchen Gemeinweſens auf die Dauer ein allzu ärmlicher Platz zugewieſen ſein. Das iſt vorbei. Die gewaltige Not der Zeit hat Kraft und Entſchluß verlangt; ſie waren da. Mit ihnen wacht jeder geſunde Trieb und jede geſegnete Gabe zu neuer Entfaltung auf; und fühlt das unendliche Glück, daß dieſe Entfaltung, im Zwange der äußeren, wie der inneren Notwendigkeiten, nach Deutſchland hingekehrt iſt, auf deutſchen Sinn und deutſchen Ernſt abzielt. Hält uns die große Zeit, was ſie uns zu ver-

ſprechen ſcheint, dann werden die Oeſterreicher wieder, was ſie von Natur aus ſind: wahrhaft glückliche und wahrhaft deutſche Menſchen; werden es vor den Augen und in den Armen von ganz Deutſchland ſein. Und es wird, in einem größeren Sinne, als er ſelbſt ahnen konnte, das Wort Grillparzers wahr:

Brücken, die nicht abgetragen,
haben Stamm und Glück entzweit;
uns vielmehr laßt Brücken ſchlagen
in die beſſ're Enkelzeit!